



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Stilistisches Zwischenspiel:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

Stilistisches Zwischenspiel

Leitmotiv

Als im Jahre 1922 ein Deutsch-Lehrer auf den guten Einfall kam, an die berühmtesten Schriftsteller der Zeit die Rundfrage zu richten, durch welche Mittel ihrer Meinung nach der Aufsatzunterricht in den Schulen gebessert werden könnte, erhielt er von Paul Ernst eine Antwort, die uns Leser seiner Jugenderinnerungen (vgl. S. 67 ff.) nicht überraschen kann:

„Ich würde die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen, die wirklich gesehen und verstanden worden sind, bis in die obersten Klassen üben; dabei kann kein Gesalbader entstehen. Ich habe mir, als ich bereits als Schriftsteller einen Namen hatte, selbst derartige Aufgaben gestellt, mich zum Beispiel einmal gemüht, das Immergrünbeet vor meinem Fenster in möglichst genauer und gleichzeitig schöner Darstellung festzuhalten.“

Unter diesem Gesichtspunkt lese man die hier folgenden Beschreibungen, die nicht aus der Feder anerkannter Dichter, sondern aus einer dicken Sammelmappe von mehr oder weniger gelungenen Schülerarbeiten stammen; diese werden zu eigenen Versuchen sicher mehr Mut machen!

Vier Variationen

1. Eines Tages war in unserer Schule ein Glasbläser angemeldet, der in der Chemiestunde seine Kunst vorführen wollte; der Deutsch-Lehrer hatte noch schnell vorher die Klasse gebeten, beim Zuschauen sich Notizen zu machen. Hier ist eine der nachträglich daraufhin ausgearbeiteten Stilübungen:

Wie Jumbo entstand

„Da werden wir aber eine Menge neuartiger Geräte kennenlernen“, dachte ich, als wir die Treppe hinaufgingen. „Der ganze Tisch im Chemiesaal wird mit verschiedenen Glasarten, mit allerhand Behältern, Zangen, Farben und vielen unbekannten Dingen vollstehen.“ Und was brauchte der Glasbläser, um die verschiedensten Figürchen herzustellen? Er benutzte eine mit viel Sauerstoff gespeiste Gasflamme und einige bunte Glasröhrchen; ab und zu hantierte er noch mit einer kleinen Glassäge und einer Pinzette, deren Enden sehr breit waren.

Zischend strömte die Flamme aus dem Brenner; ein Glasröhrchen wurde über das Feuer gehalten; das sonst so starre Glas begann sich plötzlich zu bewegen, ließ sich dehnen und aufpusten und zerplatzte wie eine Seifenblase. Der Meister nahm nun ein dunkelgrau gefärbtes

Glasrohr und erhitzte es. „Drehen, drehen“, sagte er, „das ist die Hauptsache, wenn man eine gleichmäßig runde Form erhalten will.“ Und so drehte sich auch die Röhre zwischen seinem Daumen und Zeigefinger unaufhörlich hin und her. Wieder begann sie zu schmelzen; rasch zog sie der Meister so auseinander, daß zwar in der Mitte der alte Hohlraum bestehen blieb, seine Ränder aber an beiden Enden kegelförmig verliefen und zum Schluß sogar zusammenschmolzen. Flink sägte der Meister das eine zugeschmolzene Ende ein und brach es ab, damit er eine Öffnung zum Hineinblasen erhielt. Schnell mußte alles geschehen; denn wenn das Glas während der Bearbeitung nicht dauernd gleichmäßig erwärmt wird, platzt es. Durch das Hineinblasen entsteht an der erhitzten Stelle eine Ausbeulung, die sich später als Kopf eines Elefanten entpuppte. Nun erhitzt er das Glas gleich dahinter unter ständigem Drehen; dann bläst er wieder in der oben beschriebenen Weise, und siehe da, der Leib eines Elefanten schwillt auf. Jetzt geht es an den Rüssel. Der eine Blase-„Spieß“, der noch am Kopfende haftet, wird erhitzt, langgezogen, damit er dünner wird, in die richtige Form gebogen, das übrigbleibende Ende abgeschmolzen, und schon ist der Rüssel fertig. Der Glasbläser nimmt schnell einen der Glasstäbe zur Hand. Er hält den Kopf des Elefanten und das Ende des Glasstabes über die Flamme, drückt es unter dem Rüsselansatz an, bläst ein paarmal am Spieß hinein, zieht den Glasstab ab, und man sieht, daß dies die Lippe sein soll. Mit einem erhitzten helleren Glasstab tupft er Punkte auf beide Seiten des Kopfes: die Augen! Dann wird ein weißer Stab auf beide Seiten neben dem Rüssel angedrückt, langgezogen und abgeschmolzen. Das sind die Stoßzähne. Die Ohren werden ebenso gemacht, aber vor dem Erkalten mit der schaufelförmigen Zange plattgedrückt. Jetzt kommen als letztes die Beine an die Reihe. Ein Glasstab und die Stellen, wo die Beine angesetzt werden sollen, werden erhitzt. Er drückt den Stab an die passende Stelle und bläst durch den Spieß. Dadurch wird der obere Teil des Beines dick und hohl. Der Glasstab wird abgeschmolzen und das Bein unten abgeplattet. Die Herstellung der anderen Beine ist dieselbe. Damit Jumbo fest stehen kann, wird das eine oder andere Bein, wenn nötig, noch verkürzt. Wenn alles erkaltet ist, wird der Spieß abgeschmolzen. Die übrigbleibende Spitze ist der Schwanz. Nun ist Jumbo fix und fertig; seine Herstellung dauerte etwa eine Viertelstunde, und für 70 Pfennige konnte man sich ihn kaufen.

G. V.

2. Oder ein andermal hatte ein Sechzehnjähriger von sich aus beobachtet und beschrieben:

Die Spandauer Fischer bei einem winterlichen Fischzug

Es rücken etwa ein Dutzend Männer an mit zwei großen Schlitten, auf denen sich primitive Holzwinden befinden, dazu ein paar Stangen, einige Eisäxte und ein riesiges Netz. Sie gehen quer über den

Tegeler See. Nachdem sie haltgemacht haben, wird mit den Äxten ein großes Loch gehauen, wo hinein später das Netz kommen soll. Dann ziehen zwei Leute in entgegengesetzter Richtung los, um in bestimmten Abständen kleinere Löcher zu schlagen. Es dauert nicht lange, da legen die beiden Männer ihre Jacken ab, krempeln die Hemdsärmel hoch, und trotz der Kälte rinnt ihnen der Schweiß in Strömen von der Stirn. Zuerst krachen die Äxte mit einem dumpfen Laut über das Eis, dann wird der Ton heller und heller, und nun spritzt dem einen Arbeiter ein Wasserstrahl ins Gesicht. — Mit der Zeit merke ich, daß die beiden Männer Halbkreise beschreiben und sich an einer von dem ersten großen Loch weit entfernten Stelle treffen werden. — Noch ehe die beiden mit ihrer Arbeit fertig sind, stecken andere Fischer zwei Stangen ins Hauptloch, die durch zwei Seile mit den Netzen verbunden sind. In entgegengesetzter Richtung (als wie die Männer gingen, die die Löcher schlugen) werden sie unter das Eis geschoben, und ich sehe, daß sie gerade von einem Loch zu dem andern reichen. Über den ersten beiden Löchern stehen zwei **Fischer**. Der erste angelt mit einer Art Picke nach dem Stab, zieht ihn zu sich heran und schiebt ihn weiter, ihn in der Richtung zum nächsten Loch haltend. Hat der zweite Mann die Stange ergriffen, so geht der erste zum übernächsten Loch und wartet, bis sie bei ihm erscheint. Der andere Fischer verläßt seine Stelle nun und so fort.

Immer mehr Maschen des Netzes werden ins Wasser gezogen, und nun ist es ganz verschwunden. Da treten dort, wo die Stäbe angelangt sind, die Schlitten mit den Winden in Tätigkeit: die Stangen werden aus dem Wasser geholt und die Seile an den Wellen der Winde befestigt; denn man will das nun ausgespannte Netz unter dem Eise entlangziehen. Obgleich die Speichen, mit denen die Achse gedreht wird, ziemlich lang sind, läßt sie sich nur langsam und ruckweise bewegen; das Holz quietscht und knarrt. Mit der Zeit werden die Windungen des Seiles auf der Spule immer zahlreicher: das Netzende erscheint! Bei dem anderen Schlitten ist es auch gerade angekommen. Beide Mannschaften rollen die Seile ab und befestigen sie an den Stäben, mit deren Hilfe sie wieder so weit fortbewegt werden, bis sie gestrafft sind und die Winden in Tätigkeit treten müssen. — Endlich treffen sich die Schlitten am letzten Loch, das ebenso groß wie das erste und inzwischen fertiggehauen worden ist. Wieder bewegt man die knarrenden Achsen. Immer mehr füllt sich das Netz. Immer schwerer wird seine Last, und immer langsamer drehen die Fischer die Speichen. Endlich erscheinen die beiden Netzenden: alle Männer packen mit an, und „Hau ruck! Hau ruck!“ wird die Beute allmählich aufs Eis gezogen und dann in die Schlitten geschüttet.

Die Männer verpusten sich eine Weile, wischen sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, ziehen ihre Jacken an und fahren ab.

H. B.

3. Oder eine Radfahrergruppe brachte von einem Ausflug ins Senftenberger Braunkohlenggebiet reiche Auswahl für ihre Klasse mit. Hier als Probe die Beschreibung eines Förderbaggers:

Förderbagger im Tagbau

Im dichten Winternebel wandern wir auf einer viergleisigen Eisenbahnstrecke durch den Tagbau; stolpernd, rutschend, strauchelnd von einer Eisenbahnschwelle auf die nächste, übernächste springend im Gänsemarsch zwischen den glitzernden Gleisen dahin. Rechts von uns zieht sich der hohe gleichförmige Abhang der Grube entlang.

Über den Schienensträngen erhebt sich das große, kastenförmige Baggerhaus mit dem Durchfahrtstor für die Güterzüge. Ein Förderer nach dem anderen kommt sprunghaft aus der dem Tal zugekehrten Wand herausgeruckt, gleitet auf dem Greifarm die Böschung hinab, überschlägt sich unten plötzlich und verschwindet in dem feuchten Dampf violettroter Braunkohle. Die harten gezähnten Stahlkanten der Fördereimer fressen sich in den Boden hinein, reißen ihn auf und schleppen die unförmigen Brocken Rohkohle in das Innere des Baggers. Unaufhörlich drehen sich die Eimerketten: leer senken sie sich in das Tal hinab, gefüllt steigen sie, hart an der Böschung schleifend, wieder herauf, während gleichzeitig das Baggerhaus auf den Schienen über dem Kohlenzuge hin und her fährt. Wir klettern eine schmale eiserne Stiege hinauf, und gebückt treten wir durch eine enge Tür in das trübe Matt des dunklen eisernen Baggerhauses; langsam tasten wir uns in den engen verrußten Gängen zurecht. Allmählich werden vor uns die glitzernden Transmissionen des Förderbandes sichtbar, die das kleine Dynamogehäuse mit dem riesigen Schwungrad verbinden. Bei jeder Umdrehung erzittert und schwankt der Bagger; es herrscht ein ohrenbetäubendes Gedröhn! In einer Ecke des winkligen Gehäuses erkennen wir einen Arbeiter, der den Entladevorgang der Fördereimer zu überwachen hat. Angestrengt beobachtet er durch die siebähnlich durchlöcherten Stahlplatten, wie sich schräg über ihm die rüttelnden Ketten des laufenden Förderbandes drehen, wie ein Fördereimer nach dem anderen vorübersaust, sich überschlägt, und wie die Kohle prasselnd in die untenstehenden Wagen des Zuges hineinregnet. Ist ein Waggon gefüllt, so wird die herunterfallende Kohle auf einer Klappe so lange abgefangen, bis sich die Entladeöffnung des fahrenden Baggers über einem neuen, leeren Waggon befindet. Eine zweite Hebeldrehung — und die in diesen Augenblicken gestaute Kohle dröhnt mit verstärkter Wucht gegen die Metallwände des Eisenbahnzuges, alles ringsum in eine undurchdringliche Staubwolke einhüllend. Manchmal ertönt von unten ein schrilles Klopfschlag des Baggerführers, der mit einem Schraubenschlüssel schnell hintereinander gegen das Eisenrohr des Treppengeländers schlägt. Von seinem Stand aus leitet er die Förderung des Baggers, bestimmt seine Fahrtrichtung, seine Geschwindigkeit und die Neigung des Greifarmes. Soeben greifen die Eimer

tiefer in die schon stark mit Sand vermischte Kohle. Das Klopzeichen ertönt, der Baggerführer unterrichtet den Helfer, Sandkohle sei zu erwarten, die nur auf die letzten Wagen verteilt werden darf. Sind die zehn Wagen gefüllt — dies dauert ungefähr 12 Minuten —, so stellt der Baggermeister die Förderung ein, und während das laute Heulen des Dynamos allmählich verklingt, setzt sich der Kohlenzug auch schon in Bewegung, um bald darauf im dichten Winternebel zu verschwinden.

H. W.

4. Als jüngst in einer Klasse der Berufsschule für das Nahrungsmittelgewerbe das Rahmenthema „Die Arbeiten des Bäckers“ gestellt wurde, haben sich die Lehrlinge folgende Teilaufgaben gewählt: „Die Bedienung des Backofens“, „Wie arbeitet unsere Knetmaschine?“, „Das Schieben der Brote“, „Das Herstellen von Salzstangen“, und:

Mein erster Brotteig

Eines Tages sagte mein Meister zu mir: „Morgen wirst du einmal zeigen, was du kannst. Du wirst den Teig machen, und zwar — der Stromsperre wegen — mit der Hand!“ Gewiß war ich stolz darauf, daß ich dazu für fähig gehalten wurde, andererseits beschlich mich eine gewisse Scheu, ob ich es schaffen würde.

Am nächsten Morgen war ich noch früher als sonst in der Backstube, um die „Beute“ fertig zu machen; so nennen wir Fachleute den mit einem großen Behälter versehenen Arbeitstisch. Zunächst löste ich den nötigen Sauerteig in dem in den Behälter gegossenen Wasser auf, gab von der Seite her Mehl dazu, das dort fest ange drückt lag, und vermischte die drei Bestandteile. Dann kam das in dem passenden Verhältnis abgewogene Salz dazu, gleichfalls in Wasser aufgelöst. Schon wollte ich zum Durcharbeiten des Teigs „einsteigen“, da bemerkte ich zu meinem Schrecken einige „Putzel“, kleine Mehlklümpchen, die nicht genug Feuchtigkeit vorgefunden hatten; damit sie sich verkrümelten konnten, füllte ich vorsichtig etwas Wasser nach, denn umgekehrt ist zu weicher Teig auch nicht zu empfehlen.

Nun folgte das Durchkneten. Man kneift Teigstücke ab, drückt und streicht sie glatt, wendet sie, zieht unter ständigem Greifen, wenn nötig, Mehl nach, wirkt das Ganze durch, bis sich eine mittelfeste innig verbundene Masse bildet, das heißt, bis der Teig klar ist und du selbst richtig in Schweiß geraten bist.

Ich kratzte die „Beute“ sauber. Meine Hände klebten so voller Kleister, daß der Meister mir spöttisch zurief: „Geh' man zum nächsten Bäcker und hole dir Teighandschuhe!“ *

Nunmehr begann ich meinen Teig „'rauszuschmeißen“ auf den Nachbartisch, wo er zu Stücken von 1600 und 1100 Gramm abgewogen

wurde. (Das Übergewicht backt sich später im Ofen aus.) Diese Teile werden zu Kugeln „ausgestoßen“ und dann länglich in Brotform gerollt. Man holt eines der langen Bretter und ein Tuch, streut etwas Mehl darüber und „setzt“ die Brote „auf“, etwa 20 auf ein Brett; zwischen je zweien wird eine Tuchfalte „eingezogen“, damit sie nicht aneinanderkleben. Diese Bretter schieben wir auf zwei Eisenstangen, die sich durch die ganze Backstube unter der Decke entlangziehen. Dort bekommen sie ohne mein Zutun den richtigen Trieb oder „die Gare“.

G. M. u. H. R.



Bäckerinnungszeichen aus Zinn

Ein dritter Konkurrent, der freilich vom eigentlichen Thema abgewichen ist, hat diesen Vorgang folgendermaßen recht nett erklärt:

In jedem Stück Teig ist Leben, richtiges Leben. Würden wir ihn gleich, ohne die „Gare“ abzuwarten, in den Ofen schieben, würde er viel zu trocken und hart werden. Wir wünschen aber ein aufgelockertes Gebäck. Diese Arbeit verrichten ganz winzige Lebewesen: Hefepilze und Bakterien. Wie jeder Mensch gut behandelt werden will, so verlangen auch diese für das bloße Auge unsichtbaren Mitarbeiter gute Behandlung. Je wärmer ihnen wird, um so schneller schaffen sie ihre Aufgabe. Da die Wärme bekanntlich nach oben steigt, setzen wir die Bretter hoch und warten, bis der Augenblick gekommen scheint, den Backprozeß im Ofen fortzusetzen.

H.-J. K.

Ausklang

Solche Übungsthemen im Paul Ernstschen Sinne bieten sich im 9. Schuljahr hundertfach zur Wahl an: Werkzeuge, Maschinen, Waren, Arbeitsvorgänge, die bei Besichtigungen von Werkstätten, Fabriken, Märkten, Laboratorien zu beobachten sind . . . Man braucht nur die Augen aufzumachen und darf freilich nie — ohne Zeichen- und Notizblock sein!

Wie hat Altmeister Goethe zu seinen Zeichenschülern und -schülerinnen abschließend gesagt?

„Nun aber, da ich Euch an die nächste Wirklichkeit gewiesen habe, welche fast unwert scheinen mag nachgebildet zu werden, sage ich zum Schluß noch dies: Daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideelle ist! Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nie verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast.“

Wilhelm Blume

* * *

Aus Otto von Taubes Roman „Metzgerpost“

1. Ich werde Metzger

Wenn im Friedensjahr 1648 in Tübingen der Pfarrer, der bei der Dankpredigt auf seine Zuhörer wie ein vom Fleisch unbeschwerter Geist besonders erschütternd gewirkt hatte, mit seinem Söhnlein durch die Straßen ging, sagten die Anwohner zueinander: „Seht nur dieses Prachtbuble neben dem Armseligen an! Ein trefflicher Vater! Er spart sich den letzten Bissen vom Munde, damit seine Kinder gedeihen!“ In der Tat — in dem Knaben, der nach dem Schwedenkönig Gustavus hieß, mußte wohl der verstorbenen Mutter derbere Art, das Blut ferner bäuerlicher und handwerklicher Vorfahren durchgeschlagen sein, so stramm und groß war er, ein übermütig flammender Rotkopf, wie so viele echte Kinder Schwabens; zum Leidwesen des Vaters war er denn auch der lateinischen Grammatik viel weniger zugeneigt als sein Schulkamerad Gottlieb, der Sohn des Metzgermeisters Eislin, ein echter Stubenhocker, der deshalb auch Pfarrer werden sollte, zumal dem Vater ein älterer Sohn an der Fleischbank bereits mit Lust zur Hand ging.

Bald nach jenem Friedenssonntag treffen wir die beiden Knaben mitten im Gedränge vor dem Tübinger Schloß, vor dem soeben hoch zu Roß einer von des Herzogs edlen Postjunkern aus Stuttgart eingetroffen war. Der Junker sah sich um, ob jemand aus der Menge ihm das Pferd abnehmen könne für die Zeit, da er sich im Schlosse anmelden wolle; Gustavus hatte das wie von selbst verstanden.